



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

leben, mit welchem Ernst werden die schweren Fahnen getragen und geführt, wie schreiten die Matronen in ihrer altertümlichen Haarfrisur, ihren weißen schleierartigen Tüchern und ihrer rotbunten Kleidung so würdig dahin, wie leuchten die Augen der Kinder, die auf alle Weise aufgezupft sind, kurz, wie stimmen hier kirchlicher Luxus und altüberlieferte Volksgewohnheit so harmonisch zusammen!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Sie sehen, sagte er, als wir am Rosenthalthor zusammentrafen, daß ich gehorsam Ihrer Zweifelnigpostkarte gefolgt bin. Aber, mein verehrungswürdiger Freund, heute war es das leptomal, daß Sie sich diesem Loddlerleben hingegeben haben. Aus der Bestellung zu diesem Stelldichein habe ich mit Erstaunen und Betrübniß erkannt, daß Sie diese ganze wundervolle Zeit jeden Morgen bis neun in den Federn gelegen haben. Das wird jetzt anders! Von morgen an haben Sie sich pünktlich um sieben zum Kaffee bei Honorand einzufinden. Sie wären imstande und verschliefen den ganzen Sommer. In der Mittagshöhe ist es kein Vergnügen, spazieren zu gehn, und Sie selbst fangen ja an zu schnaufen, sobald die liebe Sonne Ihre Korpulenz ansieht.

Na ja, sagte ich; so lange Sie weg waren, habe ich überhaupt kein Vergnügen am Spaziergehn gehabt, und ich bin ja bereit, Ihnen meine besten Schlafstunden zu opfern. Einesteils um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen, andernteils, um mich für die Strapazen der Gebirgsreise zu trainieren. Aber ich bitte Sie, machen Sie es nicht zu toll, sondern behalten Sie die Beine in der Gewalt. So wäre es mir schon heute angenehm, Sie mäßigten Ihre geflügelten Schritte ein wenig, denn ich will Ihnen hier etwas zeigen. Hören Sie einmal: „Es ist zu beklagen, daß unter den Besuchern Italiens nicht mehr wie früher die Engländer, sondern die Deutschen überwiegen. Durch die blonden Söhne Hermanns des Befreiers ist die ästhetische Harmonie der italienischen Fremdenplätze auf immer zerstört. Die Deutschen sind schlecht angezogen, ihre äußere Erscheinung ist stillos und riecht nach Barbarei. Trotz ihrer stattlichen Gestalt fehlt ihnen doch ein deutscher nationaler Typus. An Stelle der tadellosen britannischen Korrektheit tragen die Deutschen die tiefste Gleichgiltigkeit gegen gute Haltung zur Schau. Das maßvolle Benehmen des Engländers verwandelt sich bei dem Deutschen in naive Gutmütigkeit, ungeschlachte Unbefangenheit und lärmende Lustigkeit. Statt der gut sitzenden, fast geometrischen Anzüge der Engländer sieht man bei den Deutschen die seltsamsten Kleiderzusammenstellungen. Mit unordentlicher Garderobe, schlecht gepflegtem Haar, plumpem Schuhwerk fahren sie nach Italien und bringen durch ihre saloppen und geschmacklosen Manieren die guten Sitten der einheimischen Jugend in Gefahr.“

Ich bitte Sie, holen Sie doch erst einmal Atem, und dann erklären Sie mir, was die Vorlesung bedeuten soll, unterbrach er mich.

Muß ich Ihnen das erst noch sagen? Das ist eine Liebenswürdigkeit unsrer italienischen Verbündeten, die Übersetzung eines Artikels, den der Turiner Schrift-

steller Enrico Thovez kürzlich in dem Mailänder Corriero della sera veröffentlicht hat. Kennen Sie dieses Blatt? In Oberitalien ist es die erste öffentliche Autorität. Was der Corriero sagt, gilt soviel, als stünde es in der Bibel. Drei-, viermal machen die Venetianischen Krämer den Weg aus ihren Gäßchen zum Zeitungskiosk und fragen, ob der Corriero noch nicht da sei; bis Neapel hinunter reicht sein Ansehen, auch in Deutschland ist er das Leitblatt aller, die italienische Zeitungen lesen.

Hm. Haben Sie noch nichts vom Burenkrieg gehört? fragte er.

Haben Sie die Güte und treiben Sie keinen Akt!

Nein, es ist mein Ernst. Sie kennen den vorzüglichen Geschäftssinn der Italiener nicht. Sonst würden Sie gleich gemerkt haben, daß das Artikelchen vor allem Balsam auf englische Wunden und eine Liebeserklärung zur günstigsten Zeit ist. Sie erinnern sich doch, daß die Gastwirte der französischen Riviera den britischen Verwundeten ihre Hotels unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben, und daß die französische Presse auf einmal entdeckte, die Mißstimmung des Kontinents über Jameson, Rhodes und Chamberlain sei deutsches Fabrikat. Da hat sich nun der Corriero gesagt: Das müssen wir überbieten. Wir wollen die Engländer nicht bloß unsrer Sympathie versichern, wir wollen ihnen auch einmal den Sündenbock, den verhassten Deutschen, gehörig und nach ihrem Wunsch und Sinn abmalen. Der Artikel ist mir längst bekannt, und ich habe seine Wirkungen an Ort und Stelle mit erlebt. Sie haben mich vor acht Tagen vergeblich erwartet? Ich hatte noch in Florenz zu thun. Auf der Rückreise gab's Abenteuer: In Pistoja stieg eine englische Schulmamsell mit einer Schar Pflegebefohlenen in mein Coupé. Wahrscheinlich habe ich über den Reichtum an Handgepäck schwersten Kalibers, das mit ihr kam, ein erstauntes Gesicht gemacht, oder was sie sonst gereizt hat. Kurz, sie stellte mich den ihrigen mit der lauten, schmeichelhaften Bemerkung vor: Horrid, nasty German.

Alberne Gans!

Nun ich bedauerte den Lord, der einer so qualifizierten Lehrerin sein Teuerstes anvertraut hatte, bin aber, ich will's gestehn, von der Schlechtigkeit dieser Reisegefährtin zu einem schlechten Streich verleitet worden: Sie wollte nach Benedig und hätte in Bologna umsteigen müssen. Das wußte ich und behielt es für mich. Nennen Sie das „edel, hilfreich und gut“? Nein, das war wirklich nasty. Weiter: Von Mailand ab fuhr ich mit ein paar Landsknechten im Nord-Südexpreßzug. Wir kamen schnell in eine gute deutsche Unterhaltung, wurden aber infam gestört durch die Freiheiten englischer Knaben, die mit ihren Eltern im Nebencoupé sitzen sollten, es aber vorzogen, auf dem Gang herumzutollen und gelegentlich auch zu uns hereinzustürzen. Einer meiner Freunde ging hinüber und bat höflich um Einhalt. Was bekam er zur Antwort? Es seien ja no passengers da. Ja, wir Deutschen sind niemand, sind vogelfrei, sind in den Augen des englischen Philisters eine niedrigere Rasse.

Das ist doch stark! warf ich ein.

O ja, antwortete er, stark kommt einem zuweilen vor. Aber wissen Sie: wir Deutschen sind in der Hauptsache selbst daran schuld, daß wir so behandelt werden, und der Corriero della sera hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er uns einmal ins Gebet nimmt.

Sie verzeihn, Berehrtester! Sollte Ihnen da nicht Ihre Neigung für das Paradoxe einen Streich spielen? rief ich.

Nein, lieber Freund, diesmal nicht! Sie wissen auch, daß mir Vaterlandslosigkeit und Renegatentum fremd sind. Und dennoch sage ich Ihnen: der Corriero hat im wesentlichen recht.

In der That? Seit wann messen Sie denn den Wert von Menschen wie der Friseur und der Schneider?

Haben Sie die Güte, mich anzuhören, fuhr er fort. Im wesentlichen, meine ich. Das heißt also: wir ziehn von den Ansichten Enrico's den geschäftlichen Zweck, den unfreundlichen Ton und sonst noch alles ab, was äußerlich und kleinlich ist; dann aber bleibt noch ein richtiger Kern, nämlich die Thatsache, daß der Deutsche im internationalen gesellschaftlichen Verkehr eine niedrige Nummer zieht.

Du meine Güte, rief ich, gefallen Ihnen denn die spuckenden Italiener und die englischen oder amerikanischen Flegelbeine wirklich so sehr? Ich für meinen Teil bin stolz, einem Volk anzugehören, das keine Analphabeten hat. Das ist eben die echte deutsche Art. Sobald Ma oder Chiaffo passiert ist, geht das Schwärmen los. Zungen, um die man zu Hause einen Bogen schlagen würde, betet man an, bloß weil ihre Augen und Haare an ein Rafaelisches Bild erinnern, die Nase wird auf die Dauer des kombinierbaren Billets gleich ganz außer Dienst gestellt, und wenn man direkt aus den Museen in die garstigsten Dinge tritt, heißt's womöglich: „Wie reizend.“

Ich könnte Sie bitten, erwiderte er, nicht abzuschweifen. Aber Ihre Bemerkungen führen, ohne daß Sie es gewollt haben, mitten in die Sache hinein. Sollte es Ihnen noch nicht aufgefallen sein, daß die Italiener der untern Klassen — um die handelt es sich bei Ihren Vorwürfen allein — wenn sie in Deutschland hausen, ihre heimischen Unarten ablegen und sich z. B. der größten Keilichkeit bestreben? Daheim leben sie nach dem alten *naturalia non sunt turpia*, draußen aber vermeiden sie schnell alles, was Anstoß erregen könnte.

Da scheinen Sie mir Casati und Lucheni vergessen zu haben.

Nicht doch. Mit der Verschwörungslust haben die Italiener noch andre Laster antiker Kultur geerbt. Dazu leiden sie schwerer als irgend ein andres Volk am Mittelalter, an den Folgen jahrhundertelanger Mißregierung. Darüber ist der poetische Genius des Landes stark verkümmert. Die Italiener haben weder Dramatiker noch Historiker großen Stils, weil sie des Anekdotischen nirgends Herr werden. Sehen Sie sich ihre kunstgeschichtlichen Arbeiten an. Da bleibt immer das schönste Material unbenutzt, die Autoren müssen Liebesverhältnissen und Trivialitäten nachspüren. Am widerlichsten äußert sich diese eingefleischte Sucht nach Sensation und Skandal in der Presse: Im November war eine ekelhafte Geschichte in Verona passiert: man hatte in der Gasse eine zerstückelte Frauenleiche gefunden. Bei uns würde man nun die Einzelheiten der Untersuchung und Aufklärung den Behörden und Fachschriften überlassen und das Endergebnis ruhig abgewartet haben. Die italienischen Zeitungen dagegen brachten einige Monate lang tagtäglich mehrspaltige Berichte über das *misterio di Verona*. Der durchschnittliche politische Geist behandelt äußere und noch mehr innere Angelegenheiten beschränkt und egoistisch, die Massengegensätze sind furchtbar, die Spuren und Reste alter Pracht stehn überall in einem schreienden Mißverhältnis zu der heutigen Armut. Aber trotz allem: mit dem Bettelmann vereinigt der Italiener in seinem Wesen den Gentleman. Im Umgang, in der Haltung beschämt der Sohn des Volks nur zu oft unsre Gebildeten. Sie haben vorhin die Analphabeten erwähnt und glauben, daß wir in Deutschland keine haben. Da überschätzen Sie die Beweise unsrer Statistik. Die reichen bloß bis zur Militärzeit. Für die spätern Jahre muß man sich an Privatbeobachtungen halten, und die würden, fürchte ich, ein weniger erfreuliches Bild geben. Ein Bekannter von mir hat einen alten Diener, der es in seiner Zivilversorgung sogar bis zum Schutzmann gebracht hatte. Wenn er dem einen Auftrag aufschreibt, geht er damit zu der Frau meines Freundes, oder wen er sonst trifft, und bittet ihm den Zettel vorzulesen: er hätte seine Brille vergessen oder könne

lateinische Buchstaben — es sind deutsche — nicht gut lesen. Bei allen den Vorschlägen zur deutschen Schulreform habe ich mich am meisten darüber gewundert, daß bisher noch nicht die Losung: „Weniger Schule!“ oben aufgekommen ist. Unsere Kinder, Jünglinge, jetzt leider auch die Jungfrauen, ver sitzen sich die Frische. Von weitgereisten Leuten hört man, daß in Ländern, wo der Schulzwang fehlt oder lockerer ist, die Dienstboten viel aufgeweckter sind; wahrscheinlich würde sich diese Beobachtung auch höher herauf wiederholen. Jedenfalls behaupte ich, daß wir in Deutschland zur Zeit den Wert des Schulacts gefährlich überschätzen und eine Menge Dinge vernachlässigen, die auch zur Bildung gehören, in denen sie sich zu allererst äußert.

Aber die deutsche Wissenschaft! warf ich ein.

Ich bitte gehorsamst, unterbrechen Sie mich nicht. Gewiß weiß ich, daß die deutsche Wissenschaft unsrer Schule, unserm Sinn für Methode und Ordnung sehr viel verdankt, und ich verkenne durchaus nicht, daß der Deutsche, der Nordländer den höhern Grad von Erziehung und Drill braucht, der in Schule und Heer geleistet wird, daß durch künstliche Mittel ersetzt werden muß, was dem Südländer angeboren, aus alten Zeiten auf ihn gekommen ist. Das bringt mich aber nur auf den Schluß, daß ein italienisches Urtheil über den Deutschen beachtenswert ist; gewissermaßen spricht sich darin die Natur über die Kunst aus.

Wissen Sie denn aber nicht aus dem italienischen Theater, aus der stehenden Figur des weinlustigen Tedesco, daß der Italiener uns von jeher gern etwas anhängt?

Das weiß ich nicht bloß aus den komischen Opern und Lustspielen der Italiener, ich weiß das aus dem täglichen Leben. Wenn ein römischer Kutscher heute Deutsche nach dem schönen Denkmal Garibaldis fährt, so macht er sie darauf aufmerksam, daß in der Nähe ein gutes Weinchen zu haben ist. Bei Engländern, Franzosen würde er sich das nicht erlauben. Die Deutschen geben zu solchen Vertraulichkeiten fortwährenden Anlaß. Andre Ausländer trinken ein Glas, unter den Deutschen der dritte Mann einen ganzen Glascone. Das ist ja kein Verbrechen, wenns einer vertragen kann, aber ein Verstoß gegen die Landesitte, der unsre Landsleute in der Achtung der Italiener tief herabsetzt. Über diesen Punkt hat der Corriero gar nichts gesagt, wahrscheinlich weil sich das italienische Gewissen seit der Einbürgerung der deutschen Biere, die jetzt in Venedig und Neapel das Merkmal eines Restaurants erster Klasse sind, nicht mehr ganz rein fühlt. Er hat auch noch über manche andre Schwächen geschwiegen.

Nun, ich dünkte, was ich Ihnen vorgelesen habe, genügt!

Doch nur bis zu einem gewissen Grade. Empfindlich und gehässig klingt's allerdings sehr, daß er uns unsre Gesichter und den Mangel eines nationalen Typus vorwirft. Ich bezweifle übrigens, daß er damit die allgemeine Zustimmung seiner Leser gefunden hat; es scheint mir hier mehr eine Spezialentdeckung verwertet zu sein: die Stammesverschiedenheit deutscher Reisender. Im allgemeinen gelten bei den Italienern die großen Köpfe als nationaler deutscher Typus und werden von Künstlern und Kennern, also ziemlich vom ganzen Volk, sehr bewundert. Die stattlichen Figuren dagegen erkennt der Corriero selbst an. Nun brauchts aber gar keinen Italiener und keine italienische Reise, um zu sehen, wie wenig wir im Durchschnitt aus diesen stattlichen Figuren zu machen verstehen. Zählen Sie bei Ihrem nächsten Gang über den Augustusplatz einmal die unförmlichen Dickbäuche, die aufgedunsenen Bier- und Kartoffelgesichter, die krummen, vornübergebeugten, schlotternden Gestalten. Es genügt, wenn Sie ein Kompagnie Linie mit einer der Landwehr vergleichen, daß Sie zu der Überzeugung kommen, es werde bei uns sehr viel schöne Himmelsgabe verdorben und verwahrlost.

Darin liegt aber doch nicht die Bedeutung des Menschen und des Volks!

Ja das sagen Sie, und das sagt das halbe Deutschland trotz aller klassischen Bildung. Anders die Engländer mit ihrem Sport, die Franzosen, die uns als Stutzer gelten, vor allem die Italiener, die von der Antike die Harmonie des innern und äußern Menschen als wichtigstes Lebensgesetz übernommen haben. Bei uns wird einem Mann, der etwas leistet, Vernachlässigung des Körpers und seiner Bekleidung, soweit es nur geht, verziehen, der Italiener verlangt von der Jugend und dem Erwachsenen wenn nicht Schönheit so doch körperliche Anmut, Ebenmaß und Gewandtheit. Die geschwinden, theatralischen Versaglieri sind der Stolz des Landes; daß die Spiegel in den Speisefälen und Kaffeekäusern viertelstundenlang von Schnurrbart drehenden Leutnants in Beschlag genommen werden, findet jeder in der Ordnung. Es ist uns mit unsrer Art immer noch ganz leidlich gegangen, aber vielleicht wären wir dem Lose, der politische Spielball anderer Völker zu sein, schneller entwachsen, wenn die preußische Zucht anderthalb Jahrhunderte früher eingesetzt hätte. Denn ein großer Teil unsers Elends in den schlimmen Zeiten hing, und noch heute hängt ein Rest der Parteiwirren bei uns mit Querköpfigkeit und Haltlosigkeit zusammen. Die innere Haltlosigkeit entspringt aber häufig dem äußern Stöckgehnlassen, wächst mit ihm — auf diesem Grundsatz fußt jedenfalls unsre militärische Ausbildung. Sei dem, wie ihm wolle, dem Italiener fällt diese Vernachlässigung des Äußern, dieses Stöckgehnlassen am Deutschen höchst unangenehm auf, lockert unwillkürlich an dem politischen Bunde, für den die Mehrheit des italienischen Volks uns dankbar ist, nagt an der herzlich gemeinten Freundschaft. Deshalb kann es uns nur lieb sein, daß der Corriere einmal offen mit der Sprache herausgerückt ist, und wenn wir vernünftig sind, können wir auf den Ausfall nur dadurch reagieren, daß wir die wunde Stelle in unsrer Bildung noch viel schonungsloser aufdecken, als er's gethan hat. Nach meinen Erfahrungen hat er — das habe ich Ihnen schon angedeutet — noch viel zu wenig gesagt. Die Summe meiner Weisheit bei italienischen Reisen ist seit Jahren: die Hotels, wo Deutsche verkehren, vermeiden. Die Grünwald und Bauer, die Brun und Häfler, und wie die berühmten deutschen Häuser sonst heißen, locken mich der deutschen Zeitungen wegen, aber die Gesellschaft ist mir zu gemischt. Unsre deutschen Offiziere und den hohen Adel nehme ich aus, soweit ihr Standesbewußtsein nicht in Hochmut ausgeartet ist, aber schon die obere Gelehrsamkeit ist nicht frei von plebejischen Elementen. Steigt man dann die Stufenleiter der Stände weiter hinab, so findet man unter den Deutschen, die in Italien reisen, obwohl man es doch nur mit reichen und wohlhabenden Leuten zu thun hat, so viel kleinbürgerliches, altväterisches Wesen, so viel schlechte Manieren und was das schlimmste ist: offenbare Rücksichtslosigkeit gegen andre, daß man erstaunt. Zu Hause fällt einem das alles weniger auf; in der Fremde erst treten die unangenehmen Eigentümlichkeiten deutlich hervor. Da haben Sie die späten Becher, die lange nach Mitternacht die Thüren schlagen und sich ohne Erbarmen für die schlafenden Nachbarn noch einmal zu Bierern zusammensetzen, um mit Lachen und Lärmen dem vaterländischen Stat ein letztes Opfer zu bringen. Da haben Sie den leidenschaftlichen Raucher, der Sie auf Korridoren und Treppen mit seinem Erstinkos anqualmt, da haben Sie den lebenswürdigen Schwerenöter, der mit dem Zimmermädchen scherzt. Der Deutsche knüpft gemüthliche Unterhaltungen mit dem Kellner an, er spricht in Gesellschaft dreimal zu laut, er vertritt im Gebrauch von Gabel und Messer häufig einen vormärzlichen Standpunkt, schlürft und kaut, daß mans auf drei Schritte hört, er beleidigt mit seiner Toilette — er begeht mit einem Worte fortwährend Verstöße gegen Takt und guten Ton, wie sie außer bei den Holländern sonst nicht mehr vorkommen.

Das sind aber doch wohl nur Ausnahmen, und wenn Sie gerecht sein wollen, müssen Sie zugeben, daß auch die andern Völker nicht lauter Mustermenschen nach

Italien schicken. Überall hat die Leichtigkeit des Reisens auch untere Schichten aufgerüttelt.

Ganz recht, lieber Freund. Die Zeiten sind vorbei, wo das italienische Fremdenpublikum seinen Charakter durch Männer vom Schlage der Goethe, Cornelius, Lord Byron bekam. Doch können wir uns mit unsern Spitzen noch heute sehen lassen. Um die handelt es sich jedoch nicht, sondern um den deutschen Mittelschlag, und von dem behaupte ich: mit ihm läßt sich wenig Staat machen. Er zeichnet sich vor dem andrer Nationen unvorteilhaft aus, und der Italiener erkennt diese Art von Deutschen, auch wenn sie mit Bart und Rock den Engländer spielen, schnell an unberechtigten Eigenheiten. Nur ein Deutscher *commis voyageur* fängt an zu pfeifen, wenn Fremde im Zimmer oder im *Coupe* sind.

Nun, das thun auch die Amerikaner.

Die sind nun allerdings keine Muster.

Gleichviel, da will ich Ihnen ein gutes Mittel sagen, diese Vöotier zu bessern. Wenn vor mir ein solcher Kunstfreund zu flöten anfängt, so falle ich mit ein, stark, kontrapunktierend, imitierend, parodierend. Die Folge ist in der Regel ein erstauntes Gesicht, manchmal eine Bitte um Entschuldigung, manchmal ein erzürntes „Mein Herr“ — aber Ruhe bekomme ich immer.

Gut, das will ich mir merken. Aber ich war mit meiner Erwiderung noch nicht fertig. Ich bestreite nämlich, daß Leute, mit den beschriebnen Unarten behaftet, unter den deutschen Reisenden nur die Ausnahme sind. Früher wars anders. Aber heute dampfen zu viele Klein- und Großrentner über die Alpen, die höchstens nach Monte Carlo gehören, und für die eine deutsche Vogelwiese, ein Würstelprater, ein heimischer Theater- und Kunstklatsch dieselben Dienste thun würden wie eine italienische Reise. Aus diesen Kreisen hat der Turiner Schriftsteller sein Bild vom Deutschen geschöpft. Daher kommen die Männer, die so probig blicken, und die Frauen, die so neugierig und klatschüchtig die Garderobe ihrer Mitschwestern messen.

Das habe ich aber auch bei Französinen gesehen; ich erinnere mich eines Falls an der *Table d'hôte*, wo junge Lyonesinnen über einen eintretenden ungewöhnlichen Schlips in lautes Gelächter ausbrachen.

Haben Sie beobachtet, ob diese Damen mit der übrigen französischen Gesellschaft verkehrten?

Nein, sie schienen gemieden zu werden.

Ja, das ist eben der Unterschied. Die andern Kulturnationen halten strenger darauf, daß sich jeder vollkommen beherrsche, nicht bloß im Thun und Lassen, in der Haltung, auch in den Mienen. Jeder außeramtliche Verkehr muß human, muß christlich, muß auf „Gleichheit und Brüderlichkeit“ gerichtet sein. Dem reisenden Deutschen aber wirds so häufig schwer, seine dienstlichen Würden oder andre Vorzüge zu vergessen, die ihm das Schicksal zugeteilt hat. Man liefts manchem vom Gesicht ab: „Ich habe ein Rittergut,“ oder: „Ich bin ein hoher Jurist, noch dazu alter Korpssbursch!“ Auch diese Sorte weiß den richtigen Ton im Umgang nicht zu finden, namentlich nicht den italienischen Geschäfts- und Dienstleuten gegenüber. Es ist alles eine Nummer zu hoch, zu scharf und schnarrend und ebenso unpassend wie die Familiarität, die ich vorhin schilderte. Nehmen Sie noch die Titelsucht unsrer Landsleute hinzu, so bekommen Sie zu der unliebenswürdigen auch noch die lächerliche Seite.

Das sind aber doch alles nur Kleinigkeiten.

Ja, aber weil sie das zum Teil wenigstens sind, können sie leicht beseitigt werden. Dazu ist aber die erste Vorbedingung, daß darauf aufmerksam gemacht wird. Wir müssen uns klar werden, daß wir trotz nationaler Einheit, trotz wachsendem Wohlstand,

trog Aufschwung des Kunstgewerbes in Haltung und Sitten das Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs noch nicht überwunden und eine ganz plötzliche, unvermittelte Emanzipation des Judentums dazu bekommen haben.

Da wünschen Sie wohl den neusten Studententouren, den Gruß mit ausgestrecktem Arm usw. als Norm?

Nein, lieber Freund, diese steife Höflichkeit ist mir gerade so zuwider wie das grobe Anschauzen, das unsre Subalternbeamten aus ihrer Unteroffizierkarriere in alle Zweige des öffentlichen Dienstes herüberbringen.

Dann wohl die englische Gabel- und Messerbildung?

Nein, auch die nicht. Wie kommen Sie auf diese Frage?

Weil ich Sie in der Schweiz im vorigen Sommer immer in Engländerhotels traf.

Die suche ich allerdings überall auf, wo es sein kann, sogar in Deutschland — aus einem sehr einfachen Grunde: Der Engländer läßt sich nichts bieten, verlangt für sein ordentliches Geld etwas Ordentliches und erzieht sich so seine Leute. Wird einem deutschen Gast ein kalter Kaffee gebracht, trinkt er ihn mit Seufzen und Murren, der Engländer schickt ihn einfach zurück.

Und die Gesellschaft in den Engländerhotels?

Die ist auch verschieden. Ich habe aber unter meinen englischen Reisebekannten sehr viele Leute mit weitem Blick und großer Auffassung der Dinge gefunden. Kann ich mich den weiblichen Salonvergüügungen, die musikalisch zuweilen etwas zu harmlos sind, nicht entziehen, so überlasse ich mich meinen eignen Gedanken und freue mich, daß wir das Volk der Kant, Goethe, Schiller, Bach und Beethoven sind.

Also sind Sie im Grunde doch ein guter Deutscher und wollen weiter nichts, als eine geflüffentlichere Pflege der natürlichen Höflichkeit und des natürlichen Anstands?

Sawohl.

Na dann will ich den Artikel des Corriere mit Ihren Augen betrachten. Und morgen also um sieben, o weh!

Röntgenstrahlen im Dienste des Wunderglaubens. Bei Gelegenheit einer Ausstellung für religiöse Kunst in Turin im Jahre 1898 war dort das als heiligste Reliquie verehrte Linnen ausgestellt, das Christi Leichnam eingehüllt haben soll. Dieses Leintuch, la S. S. Sidone, gewöhnlich Sudario genannt, wird im gewöhnlichen in der Kapelle del S. S. Sudario im Dome S. Giovanni aufbewahrt. Die Reliquie kam zur Zeit der Kreuzzüge in den Besitz Gottfrieds von Champagne und 1452 nach Chambéry in den Besitz Ludwigs von Savoyen, von wo sie aus Höflichkeit für den zu ihr pilgernden S. Carlo Borromeo 1694 nach Turin gebracht wurde. Über die Geschichte der Reliquie von der Auferstehung Christi an bis zum Jahre 1353, wo Gottfried I. von Charny, Herr von Savoisy und Virey, sie dem Kloster von Virey (Aube) geschenkt hatte, weiß man nichts. Das 4 Meter 10 Centimeter große und 1 Meter 40 Centimeter breite, sehr feine Linnen ist zur Schonung auf ein andres gröberes seit Jahrhunderten aufgenäht und wurde bei Gelegenheit der Turiner Ausstellung photographiert. Photographien und eine dazu gehörige Abhandlung von dreiundsechzig Seiten liegen jetzt vor: Le Portrait de N.-S. Jésus-Christ d'après le Saint-Suaire de Turin par Arthur Loth, Paris et Poitiers fin Avril 1900 Librairie religieuse H. Oudin. Wenn wir uns hier mit dieser Schrift beschäftigen, so ist es, weil sich die katholische Kirche — eine Reihe französischer Bischöfe begleiten das Buch mit ihren Wünschen und Empfehlungen — der modernsten Hilfsmittel der Physik bedienen will, um das Phänomen, das hier zu Grunde liegen soll, den Leuten zu erklären, die mit dem Glauben nicht aus-

kommen. Bekanntlich soll das S. Sudario einen Abdruck der Gestalt und der Züge Christi enthalten. Nun ist bei der mit den modernsten Apparaten gemachten Photographie in Turin ein vollständiges Positivbild des Erlösers herausgekommen, während doch nach allgemeinen photographischen Prinzipien ein Negativ das erste hätte sein müssen, ein Negativ, das direkt durch das mit elektrischem Licht photographierte Bahrtuch bewirkt war. Somit muß in Wirklichkeit das Bild des Erlösers auf der Reliquie ein Negativ gewesen sein — so schließen die geistlichen Gelehrten und mit ihnen Mr. Loth, ancien élève de l'école des Chartes et lauréat de l'académie des inscriptions et belles-lettres; denn sonst hätte das photographische Gegenstück nicht als Positiv reagiert. Dieses Phänomen ist nun für den Gläubigen ein neuer Beweis der Echtheit der Reliquie — daß noch verschiedne andre ebenso echte, allein in Frankreich in Cadouin, Besançon, Compiègne, verehrt wurden, daß Clemens VII. durch eine Bulle vom 6. Januar 1390 die Verehrung verboten hatte, weil das Linnen, milde gesagt, une copie sei, wird als unwesentlich abgewiesen: denn hätte es im vierzehnten Jahrhundert einen faussaire von solchem Genie geben können, daß ihm eingefallen wäre, Christi Bild und zwar in geometrischer und anatomischer Vollendung im Negativ zu malen? Der gläubige Schreiber der interessanten Abhandlung möchte es dem Glauben überlassen, die Frage zu entscheiden, wie solch ein Negativ auf die Reliquie gekommen ist; aber er versucht es doch mit der Wissenschaft, da man doch auch von Wunder nicht reden darf, ehe die kirchlichen Autoritäten an höchster Stelle gesprochen haben. Er erinnert an die Naturereignisse bei der Auferstehung (Matthäus 28, 1 bis 5): könnte nicht der Blitz, wie einige Beispiele (sie sind aus wissenschaftlichen Zeitschriften, allerdings der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts geholt) lehren, in der Weise gearbeitet haben, wie er auf den Körper oder die Glieder von den durch den Blitz getroffenen Menschen die genaue Zeichnung von Objekten aus der Umgebung, namentlich von Bäumen, malte, unter die solch ein Unglücklicher sich gestellt hat? Oder — und jetzt kommt der in einer Anmerkung verborgne Haupteffekt: „vielleicht erlauben die neuen Lichttheorien, die wir den schönen Arbeiten Röntgens verdanken, eine wissenschaftliche Erklärung des Phänomens von dem mit allen Wunden (der Geißelung, der Dornen, der Nägel, des Lanzenstichs) auf dem S. Sudario abgebildeten Körper?“ Sapienti sat. (Ein im Photographieren erfahrener Gelehrter äußerte mir, ein allerdings merkwürdiger Zufall könne es bewirken, daß sehr alte eingetrocknete Farben in der Weise verkehrt reagieren, daß die Platte einem Positivbilde gleiche.)



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig